

## Ausklang im Rundblick

### ZEITZEUGEN *erzählen*

#### Zuletzt komme ich selbst als Zeitzeuge zu Wort

Mit diesem Zusatz zur **Zeitzeugenbefragung** und einem Ausklang enden mit dieser (und den kommenden Rundblickausgaben) diese Berichte. Mir hat es damals viel Freude gemacht, die seinerzeit alle schon älteren Leute als **Zeitzeugen** zu befragen und ihre Erinnerungen auf Tonband (und im Rundblick zu Papier gebracht) für die Nachwelt festzuhalten.

Diese **Zeitzeugen** waren: Gerhard Hensen, Jakob Schneider, Hermann Esch, Franz Grumbach, Hermann Fahlenstein, Sibille Jaspers, Katharina Bongartz und Hedwig Wipperfürth.

Hierzu noch zwei kurze Ergänzungen:

Nach Rücksprache mit alten Heppendorfern habe ich mir sagen lassen, daß später bei den Festen in Heppendorf nur noch „Schmedds Matthes (Matthias Schröteler) im Glockenstuhl der Kirche - zur Freude der Dorfbewohner - gebeiert hat. Und weiter ist, in einem anderen Zusammenhang, noch bemerkenswert, daß es in Heppendorf in der Besatzungszeit nach dem 1. Weltkrieg, aus unterschiedlichen Gründen, mehrfach zu handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen den jungen Männern aus dem Dorf und den englischen Besetzungssoldaten gekommen ist.

Ich bedauere, nicht noch mehr Menschen aus meiner Umgebung auf Band aufgenommen zu haben. Etwas, was ich jedem empfehlen kann, der noch die Muße hat, älteren Menschen zuzuhören, ihre Erfahrungen zu bedenken und nicht gleich jedem kurzlebigen Zeitgeist nachzurrennen.

Für die **Zeitzeugen** waren die Dörfer unserer Gegend die Heimat. Eine andere hatten sie im Laufe ihres langen Lebens nicht kennengelernt, sieht man von ihrer Militärzeit vor und während des 1. Weltkrieges (bzw. bei einigen von Flucht und Vertreibung) ab.

Reisen und Urlaub im heutigen Sinne gab es nicht. Hier war ihre Heimat.

Heimat kann ja vieles bedeuten; neben dem, was für jeden äußerlich wahrnehmbar ist, ist Heimat sicher auch ein Stück Erinnerung. Erinnerung an die Kindheit, Jugendzeit, an das Elternhaus, an die Religionsgemeinschaft, Schule und kulturelle Einflüsse sowie an die Umgebung und die Landschaft, wie sie einmal war. Sind wir im Leben noch so sehr auf unsere eigenen Erfahrungen angewiesen, so ist es doch sinnvoll, über die Lebensweise der Menschen nachzudenken, die vor uns oder als ältere Menschen noch ein Stück mit uns gelebt haben.

Heimat ist aber nicht nur die Erinnerung an frühere Zeiten, auch ihre äußere sichtbare Form möchte man bewahrt und nicht zerstört wissen. Heimat ist kostbar, mit Geld nicht bezahlbar. Die Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, die nach den Schrecken des 2. Weltkrieges vertrieben wurden bzw. die Menschen, die durch heutige Kriege aus ihren Ländern vertrieben werden und in unserem Land Zuflucht suchen, können „ein Lied davon singen“.

Auch die Ausdrucksweise, die Mundart, ist stets ein Stück Heimat; sie kann in einer Zeit starker Mobilität und blindem Globalisierungsrausch der ausufernden Gleichförmigkeit entgegenwirken, ohne andere auszugrenzen.

Und Heimat ist das „Heute“, das „Hier und Jetzt“, mit Bitterkeiten, Ungelegenheiten und Sorgen, aber auch mit Freuden und Spaß in froher gemütlichen Runde und Komik und Kuriositäten im menschlich alltäglichen Bereich.

Heimat bedeutet auch Zeit haben; Zeit haben für sich und andere.

Wurde auch bei einigen gezeichneten Bildern der **Zeitzeugen** der fließende Übergang zu einer scheinbaren Wirklichkeit spürbar, so waren ihre Schilderungen doch kennzeichnend für den Witz und Humor vieler Menschen hierzulande, die immer wieder dafür sorgen, daß uns das Lachen nicht vergeht.

Natürlich können sich die meisten der erzählten Begebenheiten und Geschichten der **Zeitzeugen** so oder ähnlich überall zugetragen haben. Sie sind aber überwiegend (bis auf zwei, die aus ihrer ursprünglichen Heimat fliehen mußten) in den verschiedenen Orten des hiesigen linksrheinischen Raumes angesiedelt, also dort, wo ihre landschaftliche und erinnerbare Heimat lag. In ihrer Grundwesensart und ihren Bedürf-

nissen sind die Menschen in diesen Erzählungen kaum anders als woanders auch. Sollten Ihnen aber einige äußerliche Besonderheiten hinsichtlich Mentalität, Sitten und Bräuche aufgefallen sein, so wäre das kennzeichnend für ein Stück unverfälschter hiesiger Heimat.

Jetzt im März 2003 (Zeitpunkt dieses Berichts), wo ich diese Zeilen auf der ostfriesischen Nordsee-Insel Borkum schreibe (neben der nordfriesischen Nordseeinsel Amrum und der Ostseeinsel Rügen ist Borkum eines meiner bevorzugten Urlaubsziele), werden gerade im Radio unter dem Motto „Lieder, so schön wie der Norden, alte Melodien gespielt, wie der Schlager *„Bei mir zu Haus, da blüht für dich ein schöner Garten“*, das alte norddeutsche Volkslied *„Danz op de Deel“ (Tanz auf der Tenne)* – oder, ebenfalls im norddeutschen plattdeutsch von den Mühlenhof Musikanten gesungen - das Lied *„Dat noch in hundert Johren die geelen Blomen blüh'n, dat över grönen Dieken die witten Möwen zieh'n.....“ (Daß noch in hundert Jahren die gelben Blumen blüh'n, daß über grünen Deichen die weißen Möwen zieh'n.....).*

Dieser letzte Text erinnert an ein anderes althergebrachtes Lied, das die Leute früher noch mit einiger Gewißheit singen konnten: *„In hundert Jahren wird wieder so ein Frühling sein“*.  
Was kommt einem dabei nicht alles in den Sinn?

Muß man heute leider nicht befürchten, daß es in hundert Jahren möglicherweise nicht mehr so sein wird? Besteht diese Welt, wie wir sie kennen, auch in hundert Jahren noch in voller Blüte, wenn die Menschheit munter so weitermacht, wie bisher?

In einer Welt, in der Mensch glaubt, sich mit alles zerstörenden ABC-Waffen vor seinen Mitmenschen schützen zu müssen und ihn seine Habgier nach immer mehr ständig dazu treibt, die Ökosysteme und damit die Grundlage des Lebens systematisch zu zerstören, bekommt dieses Lied einen anderen, fast schon düsteren melancholischen Klang.

Die vielen hundert Milliarden, die allein der gerade geführte Krieg in nahen Osten kostet, würden, gäbe man sie im Sinne der UNO-Hilfswerke gegen Hunger und Armut aus, wesentlich besser weiterhelfen endlich die tiefen Gräben zwischen den Völkern und Kulturen einzuebnen.  
Sie würden dem internationalen Terrorismus das Wasser abgraben anstatt ihn noch anzuheizen.

Zur Zeit der hier zu Wort gekommenen **Zeitzeugen** gab es die menschlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und Umwelt-Katastrophen zweier furchtbarer Weltkriege. Im alten Europa hat man versucht daraus zu lernen. Die EU umfaßt bald 25 Staaten, spricht aber noch lange nicht mit einer Stimme.  
Nachdem der Völkerbund es nicht geschafft hatte, den 2. Weltkrieg zu verhindern, hat man mit der UNO einen Neuanfang im Zusammenleben der Völker durchgesetzt.

Die Charta der Vereinten Nationen erlaubt demnach ausdrücklich nur den eindeutigen Verteidigungskrieg, keineswegs den Präventivkrieg.  
Und auch unser Grundgesetz verbietet ausdrücklich den vorbeugenden Krieg.  
Doch selbst die alleinige Legitimation der UNO in dieser Frage ist auf der einen gemeinsamen Erde nicht einhellig.  
Aber eine andere Erde haben wir nicht.

Nirgendwo hat sich die Menschheit inzwischen so „weiterentwickelt“ wie in der Waffentechnik, geboren aus der aus Angst vor der eigenen Art, also vor sich selbst.  
Nach dem Ende des „Kalten Krieges“ sprach man von der „Friedensdividende“.  
Alles schien möglich. Jetzt endlich hätte man das Geld, was man bisher in immer teurere und wirksamere Massenvernichtungsarsenale gesteckt hatte, für weltweite Sozialsysteme verwenden können, wozu beispielsweise auch der Papst und der derzeitige UNO-Generalsekretär nicht müde werden aufzufordern.

Auch, daß nicht länger einseitige wirtschaftliche und geostrategische Interessen sowie Gefolgschaft in einer engstirnigen Konsum- und Spaßgesellschaft das Leben der Menschheit bestimmen, sondern weltweite Partnerschaft und eine völker- und generationenübergreifende Freude am Dasein auf diesem wunderbaren blauen Planeten.

Der Traum, daß jeder Mensch auf dieser Welt menschenwürdig leben und sich zumindest das erarbeiten kann, was unbedingt lebensnotwendig ist (essen, kleiden, wohnen) schien nach dem Fall der Berliner Mauer, wenigstens auf lange Sicht gesehen, endlich Wirklichkeit zu werden.

Aber was geschah?

Nach dem Fortfall des möglichen Feindes im Osten wurde weitergerüstet, z. T. mehr als zuvor, sogar mit teuren Raketensystemen zur Abschottung.

Hatte nicht schon der schwarze amerikanische Bürgerrechtler Martin Luther King, noch kurz vor seiner Ermordung, auf sein Land gemünzt sinngemäß gesagt, daß militärische Aufrüstung auf Kosten des sozialen Fortschritts den spirituellen Tod einer Nation bedeute.

Ein Staat, der sich nicht, oder nicht mehr, an wichtige internationale Verträge und Grundsätze gebunden fühlt (wie ABM-Vertrag, Kyoto-Abkommen, Internationaler Weltgerichtshof, Gewaltmonopol der UNO u. dergl.), wird auf Dauer wohl kaum von der Weltgemeinschaft als Wahrer moralischer Werte anerkannt werden, und sei er noch so mächtig.

Im SPIEGEL Nr. 41/2001 vom 8. Okt. 2001 (textlich herausgestellter Leserbrief auf Seite 8 oben) haben ich das damals so auf den Punkt gebracht:

*„Ich würde ja gerne mit den Amerikanern mitsingen, wenn sie anstatt des ewigen `God Bless America` (Gott segne Amerika) endlich einmal `God Bless the World` (Gott segne die Welt) anstimmen würden.“*

Bei Bertold Brecht, bekannt für seine anschaulichen Sprachbilder zur Macht und Ohnmacht der Mächtigen, klingt das dergestalt (der Text wurde auch vertont):

*Am Ufer der Moldau  
da wandern die Steine,  
es liegen drei Kaiser begraben in Prag.  
Was groß ist bleibt groß nicht  
und klein nicht das Kleine,  
die Nacht hat zwölf Stunden,  
dann kommt schon der Tag!*

-----



*Zwei Heppendorfer Originale:*

*Bischoffs Pitte (Peter Bischof, der Friseur, links) un  
Schnmedds Pitte (Peter Consten, der Schmied)*

( Sehen Sie zu den beiden Heppendorfer Originalen  
auch die Ausführungen unter Vorbemerkungen auf Seite 5 )

Zwei Heppendorfer Originale, denen man so leicht nichts vormachen konnte und die ich nicht zuletzt deshalb noch gerne als **Zeitzeugen** befragt hätte: „Schmedds Pitte“, der Schmied Peter Consten, rechts, (u. a. im Rundblick Nr. 15/1995 auf Seite 2 im Zusammenhang mit dem neuen Turmkreuz der Heppendorfer Pfarrkirche erwähnt) und „Bischoffs Pitte“, der Friseur Peter Bischof, der ihm genau gegenüber wohnte. Peter Bischof, links, von dem im Rundblick Nr. 24/1999 auf Seite 2 ebenfalls bereits die Rede war, stammte gebürtig aus Esch. Von ihm erfuhr ich als Junge einmal beim „Haareschneiden“ erstmalig vom tragischen Einsturz der Escher Kirche im Jahre 1921, den er, wie die beiden Zeitzeuginnen Katharina Bongartz und Sibille Jaspers auch, als Kind miterlebte.

Das Thema Umwelt, Bewahrung der Schöpfung, so wie wir sie kennen, und die Achtung vor alldem, hat mich immer sehr beschäftigt. Daher gehört unser rohe und raffgierige Umgang mit der Umwelt, unserer wahren Lebensgrundlage, für mich mit zu den größten Ungereimtheiten dieser Welt.

Er ist letztlich auch der Hauptgrund von Krieg und Ausbeutung.

Ist es wirklich so, wie mal jemand gesagt hat, daß der Mensch zu dumm ist zu überleben?

In meinem Buch „UNGEREIMTHEITEN“ habe ich mich mit den vielen Ungereimtheiten des Lebens befaßt. Ungereimtheiten, die uns berühren, die nicht selten nicht nur zu-treffen an- und auf-rühren, sondern oft auch den genauen Gegenpol der gleichen Sache er-hellen. Die dunkle Kehrseite der Medaille eben. Die verschiedenen **Zeitzeugen** haben über ihr Leben, ihr Umfeld und über ihre Heimat berichtet. Auch sie erlebten viele Ungereimtheiten, besonders in den kriegerischen Zeiten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ich persönlich habe die zweite Hälfte dieses 20. Jahrhunderts bewußt erlebt, und mußte bald feststellen, daß die „Ungereimtheiten“ tatsächlich wohl nie abreißen.

Im erwähnten Buch habe ich versucht, das zwiespältige Spannungsfeld von Nähe und Abstand, von Behausung und Entfremdung einer zu eng empfundenen Heimat spürbar zu machen.

Diese ebenfalls teilweise in der erdverbundeneren Mundart verfaßte Gedichtsammlung vieler sich nicht reimen wollender Daseinszustände kennzeichnen, wie ich meine, auf eine heiter humorvolle, bis hin zur bitter ironische Art, nicht nur unseren hiesigen überschaubaren linksrheinischen Heimatraum, sondern beleuchtet darüber hinaus auch eine mehr und mehr sich nur noch selbst genügende Welt der leeren Worte und der vollen Regale, zuweilen bis hart an die Scherzgrenze.

Doch nur einem Abgott gerecht Satire zum Spott.

Ich habe mich bemüht den Leuten "aufs Maul zu schauen" - ohne ihnen „nach dem Maul zu reden“ - und dabei nicht nur versucht ihre Mentalität zu ergründen, Sitten und Un-Sitten, Bräuche und Ge-Bräuche festzuhalten, sondern auch die starken äußerlichen Veränderungen gerade der letzten Jahrzehnte zu beschreiben. Letztlich mit dem Feststellungserfolg, daß sich im Grunde rein gar nichts geändert hat oder je ändern wird. Oder zwingt uns die Erde am Ende doch noch zur Ein-Sicht?

Wie auch immer: Neben unbestreitbaren Heiterkeiten ist das Leben oft voller scheinbar unvermeidbaren Gemeinheiten, eine Palette voller UNGEREIMTHEITEN eben.

Wenn man, wie ich jetzt nun auch, die „60“ überschritten hat (bezogen auf dahr 2003), gerät man langsam selbst schon zum betagten **Zeitzeugen**. Was hinter einem liegt, wird immer umfangreicher, was vor einem liegt, immer weniger. Doch das Bild aus der östlichen Weltanschauung mag trösten. Demnach wandert man auf den Pfaden des Lebens nicht nur, wie im westlichen Denken verankert, nur bis zu einem gewissen Punkt bergan, von wo es dann nur noch abwärts geht, sondern man steigt bis zum Lebensende stetig aufwärts und gewinnt mit jedem Schritt einen immer weiteren und besseren Überblick. Man gewinnt an Erfahrungen und - wenn man so will - hoffentlich auch an Weisheit.

Eine Zeit, wo man den Sinnfragen des Lebens aus eigener Anschauung am nächsten kommt.

Jedenfalls sehen es andere, z. T. auch viel ältere Kulturen so. Dort spielt ansonsten kein modischer Jugendlichkeitswahn, sondern das Alter die wichtigere Rolle. Dort sind alte Menschen **Zeitzeugen**, deren Rat zwar auch nicht immer befolgt, aber doch zumindest noch gehört wird.

Nun, der Ort an dem ich dieses gegenwärtig schreibe, befindet sich zwar nicht hoch, exakt gesagt genau auf Meereshöhe. Aber die weite und klare Sicht kann man auch hier haben. Denn hier - jetzt im Frühjahr 2003 - auf der abgelegenen Nordseeinsel Borkum - weit weg von der Hektik des täglichen Rummels und des Verkehrslärms, bekommt man wieder eine Ahnung von dem, was mit dem Begriff Zeitlosigkeit nur angedeutet werden kann. Die Einsamkeit am weiten Strand, die feinsandigen Dünen, die Möwen im Wind, die weißen Wolken, die auflaufenden Wellen, der Gang über die Friedhöfe mit den alten Denkmälern, die Lichter des Leuchtturmes in der Nacht.

Im Sommer in der Hochsaison wird das auch hier nicht immer ganz so empfunden werden können, aber jetzt im März, wenn es abends noch recht früh dunkel wird und der Sturm vom Meer her kommend ums Haus heult, fühlt man sich zurückgesetzt in eine andere Welt. Ein Welt, die den Menschen in der Generation unserer **Zeitzeugen** nicht so ganz fremd war, wenn man ihnen aufmerksam gelauscht hat.

Besonders dann, wenn es ihnen gelang Abstand zu sich selbst zu gewinnen.

Mitunter wurde sogar diese Selbstironie auf die Spitze getrieben.

Etwa als ich einen der **Zeitzeugen** in irgend einem Zusammenhang nach später befragte, meinte er nur: „Och Jott nauch, wä weehß wat dann es. Dann wirpe se met osse Knauche ald noh de Nöß!“

(Ach Gott noch, wer weiß was dann ist. Dann werfen sie mit unseren Knochen schon nach den Nüssen!)

Doch „wie die Zeck ve-jeeht“ (wie die Zeit vergeht), und zwar im doppelten Sinne:

Nicht nur als kontinuierlicher Ablauf der Minuten, Stunden, Tage, Wochen, Jahre, nein auch in Sinne von äußerlichen Umgestaltungen, den vielen sogenannten Fortschritten und geänderten Wahrnehmungen. Schon allein das allgegenwärtige Fernsehen läßt Millionen Menschen die Dinge so sehen, wie nur einige wenige Macher sie sehen; Erfahrungen aus zweiter Hand sozusagen.

In der Zeit, als die hier zu Wort gekommenen **Zeitzeugen** noch jung waren, war das Leben hart, nicht viele Menschen - besonders hier bei uns auf dem Lande - hatten die Möglichkeit sich geistig weiterzubilden. Vorurteile und Engstirnigkeit waren weit verbreitet.

Nun, das gibt es alles heute auch noch.

Sicher, manches ist tatsächlich, anderes aber nur scheinbar besser geworden.

Aber eins war sicher früher noch Allgemeingut:

Wenn es auch damals schwerfiel, über den eigenen Tellerrand zu blicken, so dachte man doch über den Tag hinaus, man dachte früher nämlich mehr in Generationen. Heute müssen wir das wieder lernen. Bei internationalen Umweltkonferenzen spricht man nun wieder öfter von „Nachhaltigkeit“ (die Vorstellung von der umweltverträglichen, sozialverträglichen und zukunftsfähigen Entwicklung auf diesem Globus).

Der Regenbogen wird seit Urzeiten als Brücke zwischen Götterwelt und Menschenwelt, zwischen Himmel und Erde empfunden. Die Bibel sieht ihn als Bund Gottes mit den Menschen. Auch in unserer so „aufgeklärten“ Welt staunen noch viele beim Anblick eines Regenbogens.

Nicht umsonst ist er das Symbol für Frieden und Leben. Es genügt nicht „Ein bißchen Frieden“, wie es in dem Lied von Nicole heißt, mit dem sie 1982 den europäischen Gesangswettbewerb gewann. Und es genügt auch nicht in teuren Designer-Klamotten auf Friedens- und Hungermärschen mitzulaufen, ohne sich ernsthaft die Frage zu stellen, inwieweit dieses Konsumverhalten genau die Problematik auf der Welt verschärft, gegen die demonstriert wird.

Dann sind schon eher Lieder, die aufrütteln sollen, angebracht wie: „Verlorenes Paradies“, „Die weißen Tauben sind müde“ oder „Feste Jungs, macht nur weiter so, ihr bekommt schon alles kaputt“.



Der Schäfer Ferdinand Lohmann mit seinen Schafen auf einem Feld bei Heppendorf im Jahre 1968.  
( Im Hintergrund – rechts ganz klein - die Heppendorder Kirche von Ahe aus gesehen )

Man lebte früher fest im Natur- und Jahresrhythmus, man ging mit den Jahreszeiten, so wie ich es in dem folgenden Gedicht „Jahreszeiten“ (aus meinem Buch „Geschichten aus der Heimat“ von 1986) dargelegt habe:

### *Jahreszeiten*

*Das Frühjahr; wiedererwacht  
Leben  
sprießt aus der Erde hervor;  
niemals werden wir ganz verstehen,  
stehen immer staunend davor.*

*Der Sommer; Saat geht überall auf,  
zeigt uns die Fülle des Lebens;  
achten wir der Dinge Lauf,  
leben wir nicht vergebens.*

*Der Herbst; Zeit der Reife ist gekommen,  
ernten was Gott bereit war uns zu schenken;  
Vergessen wir in Hast nicht wie benommen  
wieder in Generationen zu denken?*

*Der Winter; will uns Ruhe geben,  
der Abend des Lebens ist sein Preis;  
wir sind versorgt, neues Leben wird entstehen,  
erfüllt ist unser Jahres- unser Lebenskreis.*



Ein weiteres Bild aus dem Jahre 1968:  
Der beliebte Heppendorfer Adam Zehnpfennig auf einer Bank in der Abendsonne kurz vor seinem Tod.

Es ist schade, daß es ohne Tonband nicht möglich ist, die tatsächliche Atmosphäre bei den Erzählungen der **Zeitzeugen** auch nur annähernd herüberzubringen. Auf Papier geht das nun mal nicht. Und auch die Mundart läßt sich so kaum richtig wiedergeben (Hiervon war ja auch schon in den Vorbemerkungen zu dieser Serie ausführlich die Rede).

Nun, ich hoffe, daß ich ein wenig dazu beigetragen habe, daß nicht nur die **Zeitzeugen**, die hier zu Wort kamen, sondern auch andere Menschen, nicht so schnell vergessen werden.

Die Rastlosigkeit und Hetze unserer Tage läßt es kaum noch zu, sich an ältere, längst verstorbene Menschen zu erinnern. Mit ihrem „Krempel“ flogen oft auch ihre Weisheiten, Ansichten und Erfahrungen - kurz ihre Einzigartigkeit und Ursprünglichkeit - auf den Müll. Es wird schnell auf- und ausgeräumt, oft viel sehr schnell. Nach zwanzig, spätestens nach 25 Jahren sind auch hier auf unseren Friedhöfen ihre Gräber eingeebnet oder neu belegt. Man ist schnell vergessen und das folgende Lied von René Carol verliert auch zusehends an Bedeutung: „Wenn dereinst in fernen Tagen, wird mein Name wo genannt, sollt du gar nichts and'res sagen, als den hab' ich gut gekannt“.

Ja, wer spricht noch von dem und dem oder von der? Früher lebten sie in „Vezällscher“ und „Krätzscher“ (Erzählungen und lustige Begebenheiten) noch lange weiter. Hier in Ostfriesland sagt man „Döntjes“ und „Klönchnack“ dazu. Und auch hier auf Borkum habe ich gerne alte Menschen zugehört, auch wenn ich bei weitem nicht alles verstand. „Moin, moin“, sagt man hier zu jeder Tageszeit, denn es bedeutet nicht etwa „Morgen, morgen“, sondern klingt viel netter und bedeutet soviel wie „Schön, schön“.

Ich habe ja zu Beginn der **Zeitzeugenserie** hier im Rundblick geschrieben, daß sich viele Mundart- und Dialektausdrücke bzw. Redensarten nicht so ohne weiteres ins Hochdeutsche übertragen lassen, ohne an Originalität und Aussagekraft zu verlieren.

Ein kleines Beispiel dafür lieferte mir jetzt eine kleine Episode in einem Inselkrug (Krug ist im Norden eine Gasstätte oder Dorfkneipe, der Wirt ist der Kröger). Dort hatten meine Frau und ich uns am Tisch - neben einigen Borkumern - auch mit einem Ehepaar aus Köln gut unterhalten. Nachdem der Kölner noch mal eine Lage Jever-Pils und Köm (Schnaps) bestellt hatte, meinte seine Frau, die es drängte zu gehen:

„Du beß enn Kläävbozz!“ Sogleich fragte einer der Ostfriesen, was das denn ist, eine „Kläävbozz“? .....

Ja, wie erklärt man das? Sicher, ich habe es mit „Klebehose“ übersetzt und es war auch für jeden Außenstehenden schnell ersichtlich, daß es sich dabei um jemand handelt, der nicht von seinem Platz in der Gaststätte fortzubewegen ist, da er mit seiner Hose an seinem Stuhl festzukleben scheint. Aber das unmittelbare schnelle Verstehen - sozusagen gleich durch den Bauch - und damit auch das Kuriose an der Formulierung, das geht verloren. Das Phänomen des „Klebenbleibens“ ist natürlich auch hier nicht unbekannt und hat seine Entsprechungen im norddeutschen „Plattdüütsch“

Wenn man mehr über den derben Humor und die urwüchsige Kraft des Niederdeutschen, des „Plattdüütsch“, erfahren will, muß man mecklenburgischen Schriftsteller Fritz Reuter, der im 19. Jahrhundert lebte, lesen. (Aber auch andere norddeutsche Erzähler wie der Heidedichter Hermann Löns oder der Humorist Wilhelm Busch, die mir spontan einfallen, sind es wert immer noch oder wieder gelesen zu werden).

1954, nun schon fast vor einem halben Jahrhundert (2003!), war ich als Kind in den Sommerferien der zum ersten Mal auf dieser schönen Insel im damaligen Kinderheim „Concordia“, bzw. im dazugehörenden und damals noch völlig einsam liegenden „Haus am Meer“ wo wir Jungen übernachteten.

Hier am damals auch im Sommer noch einsamen Südstrand stürzten wir uns abends vor dem Zubettgehen noch einmal in die Meeresbrandung und das Einschlafen wurde vom Rauschen des Meeres begleitet.

(In meinem Buch „Geschichten aus der Heimat“ habe ich in der Erzählung „Erholung“ über einige Erlebnisse dort berichtet. Sehen Sie nach Belieben auch die Kurzgeschichte dazu. Sie finden Sie im Startprogramm unter → Literarisches → Bücher → Geschichten aus der Heimat → Sommer → Nr. 2 Erholung.)

Da ist die Rede alten Vormann Wilhelm Eilers, einem erfahrenen Seebären, der damals das Rettungsboot Borkum führte. Er hatte wenige Jahre zuvor (im November 1951) mit seinen beiden Fahrensmännern Volkert Meeuw und Christoffer Müller viele Seeleute des englischen Handelsdampfer „Teeswood“, unweit des gefürchteten Borkumer Riffs, aus Seenot gerettet. Alle drei waren dafür vom damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss persönlich mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden.

Über seine waghalsige Rettungstat in schwerer See gab es sogar eigens eine Schulfunksendung, die ich damals, wenige Wochen bevor wir in Emden den Dampfer „Rheinland“ stürmten, im Radio gehört hatte.

Klar, daß wir sehr stolz waren, als zwölfjährige Jungs auf seinem Boot mitfahren zu dürfen. 1984, also 30 Jahre später, traf ich den inzwischen weit über 80-jährigen Vormann Wilhelm Eilers wieder. Ich erinnerte ihn an das für uns damals einmalige Erlebnis. Er gab mir daraufhin eine Plakette der „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ (DGzRS), die ich heute noch an meiner „Seemannskappe“ trage.

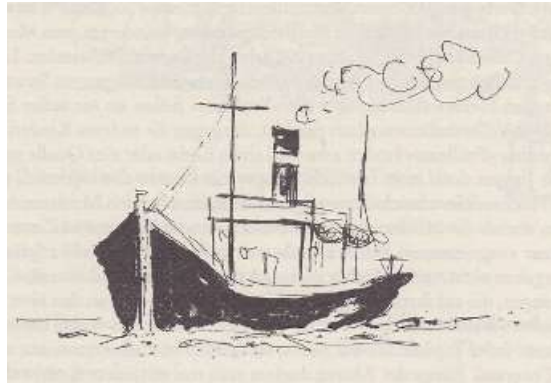


An einem schönen Sonntagnachmittag Im Sommer 1984 vor dem Borkum Dorfhotel:  
 Hier hatte ich zufällig auch meinen alten Klassenlehrer Johannes Reuter aus Kornelimünster bei Aachen (2. von links) getroffen. Dazu kam ein weiterer Lehrer (ganz links) und der legendäre Vormann Wilhelm Eilers (rechts neben Herrn Reuter). Wilhelm Eilers ist kurze Zeit später gestorben.  
 Da ich bei einem späteren Urlaub mit meiner Frau auf Borkum sein Grab auf keinem der drei Borkumer Friedhöfe fand, fragte ich seinen Sohn.  
 Der sagte mir, daß sein Vater, wie gewünscht, am „Borkum Riff“ ein Seemanngrab gefunden hat.

Aber es war nicht nur der Vormann (also Kapitän) Wilhelm Eilers des Rettungsbootes, der uns 1954 begeisterte. Da gab es den „Muschelmann“ mit seinem Laden voller Geheimnisse und seine Erzählkiste voller Seemannsgarn, der mit Schiffen die ganze Welt befahren hatte. Da gab es den alten Leuchtturmwärter (die Insel hat drei Leuchttürme), da gab es den Wattenführer, den Vogelkundler, die Kutterkapitäne. Sie alle blieben mir in guter Erinnerung. Da gab es die Fahrten mit der Inselbahn, die heute (2003) z. T. noch mit alten Dampflok von der entlegenen Borkumer Reede (Hafen) und zurück fährt. Da gab es Wanderungen bei Ebbe durchs Watt, Ausflüge über Dünenwege, durch die Heide und durch die vielen kleinen Wäldchen zum Muschelfeld und zum Inselflughafen. Da gab es die Fahrt mit den Pferdewagen ins Ostland der Insel mit den alten Bauernhöfen bis hin zum „Sternklipp“. Da gab es die Fahrten mit Krabbenkuttern bis zu den Seehundsbänken, und dann die Nachtwanderungen bei denen wir nicht nur die beleuchteten Schiffe auf See beobachteten, sondern neben anderen



Leuchfeuern auch den besonders hohen Borkumer Inselleuchtturm in Aktion sahen, wenn sich seine kreisenden Strahlen weit auf die See hinaus erstreckten.  
 Und der Mond spiegelte sich in den Prielen des Watts.  
 Das alles war für uns Jungs damals neu und sehr beeindruckend.



( Zeichnung von Willi Müller )

Ein Dampfer mit dem für uns sehr sympathischen Namen „Rheinland“ brachte uns vom Emdener Hafen aus zur Insel Borkum.

Tagsüber „erklommen“ wir die „höchsten Erhebungen der Insel“, die verschiedenen Aussichtsdünen. Schon damals wurde Wert darauf gelegt, daß wir nicht den Brutgelegen der vielen Seevögel zu nahe kamen. Abends, noch den Salzgeschmack von der Brandung auf den Lippen, waren wir alle hungrig. Wenn das Abendessen noch nicht fertig war, rannten wir auf der nahen Wiese, wie unsere Vorbildern des Fußballs hinterher.

Schließlich fühlten wir uns ja alle wie die Weltmeister, hatte doch Deutschland gerade mit den Männern um Sepp Herberger und Fritz Walter völlig überraschend in der Schweiz die Krone des Fußballs (Fußballweltmeister 1954) errungen.

Danach gab es dann - wie fast jeden Abend - Milchreis mit Zucker und Zimt. Heutzutage würde man eine solche eintönige Kost keinem Kind mehr zumuten. Aber damals waren wir nicht besonders anspruchsvoll und von der neuen „spannenden“ Umgebung so angetan, daß wir nach den vier Wochen mit Wehmut Abschied von Borkum nahmen.

Obwohl es schon gleich bei unserer Ankunft auf dem Dampfer „Rheinland“ streng zuging, und wir nach der Melodie des bekannten Seefahrerliedes („Heute an Bord, morgen geh's fort....“) als erstes den Text „Emden Ems auf See, Wasser wo ich seh', Borkum (mit dem Haus „Concordia) unser Ziel“, beigebracht bekommen hatten. Und zur Unterscheidung von den Kindern anderer Kinderheime hatt man uns blauweiße Mützen aufgesetzt. All das hat das die Freude nie getrübt. Denn von Heimweh ist mir, wenigsten bei keinem von uns etwa 30 Jungens, etwas bekannt geworden.

Bei den Mädchen mag es anders gewesen sein.

Wir sahen damals alle zum ersten Mal das große weite Meer und waren fasziniert.

Diese Mischung von Wind, Wellen, heiserem Möweschreien, Wattwiesen, endlos weiter Himmel mit urgewaltigen Wolkengebilden, ringsum die neuen höheren Außen- und innen die älteren Binnendeiche, mitten im Marschland die schwarz bunten Kühe, die schweren Kaltblutpferde, Ziegen und Schafe.

Sicher, Landwirtschaft kannten wir auch von zu Hause, aber hier war doch alles anders, auch viel karger. Auf dem sandigen Geestboden und den Heideflächen gedeihen die Getreidesorten, die wir kennen, nicht so gut. Hier blühen die schönsten Blumen und im Windschatten, die Stille wird nur vom Summen der Insekten übertönt. Diese Ruhe und der weite Blick übers Meer bis zum Horizont, verleiht auch heute noch vielen Menschen ein harmonisches, um nicht zu sagen ein kosmisches Gefühl.

Erst später habe ich Theodor Storms Novelle „Der Schimmelreiter“ gelesen und ich sah direkt diese Landschaft vor mir. Auch wenn Hauke-Haien mit seinem Schimmel über die Deiche Nordfrieslands reitet. Natürlich habe ich danach auch die „Graue Stadt am Meer“ Husum, die Heimatstadt des Dichters und Erzählers besucht. Storms Dichtung beschreibt wie keine andere die norddeutsche Landschaft mit Meer, Marsch und Geest. Der weite Himmel, die Stille von Heide und Moor.

Grundzüge seines Wesens wie die seiner Dichtung sind Schwermut, Leiden an der Vergänglichkeit und Einsamkeit. Wehmütige Erinnerungsstimmungen erfüllen seine Werke.

So handeln auch die meisten seiner Novellen von Tragik, Schwermut, Liebesleid und Schuld, doch manchmal blüht auch eine liebenswürdige Heiterkeit auf.

Er beschreibt einen Menschenschlag, bei dem sich über viele Generationen unzählige gewaltige Sturmfluten mit ihren hohen Verlusten an Menschenleben, an Tieren und Land tief ins kollektive Unterbewußtsein eingegraben haben. Wo der Begriff „Land unter“ noch heute Schrecken bedeutet und wo es Sprichwörter gibt wie „Wä nit dieken will, muß wicken“ (Wer nicht deichen will, muß weichen. Wer also die gewaltigen körperlichen und finanziellen Anstrengungen des Eindeichens nicht auf sich nehmen will oder kann, hat hier nichts zu suchen und muß weggehen) oder „Leever dut as Slav“ (Lieber tot als Sklave – ein Hinweis darauf, daß die Friesen sich keinem Fremden unterwarfen, als freie Bauern ihre Freiheit zu bewahren wußten und niemals Leibeigene wurden).

Mit meiner Frau bin ich über den Hauke-Haien-Deich (den gibt es tatsächlich) gewandert. Hinter dem Deich liegen, hinter den windgebogenen Hecken (den Knicks) und den windschiefen Bäumen, geduckt einzelne Bauernhöfe und alte Fischerkatzen. So auch im Hauke-Haien-Koog. (Koog nennt man in Nordfriesland das neue, dem Meer über Jahrhunderte abgerungene Land. In Ostfriesland sagt man, wie im westfriesischen Holland auch, Polder dazu).

Eine Wanderung zu Fuß oder per Rad ist immer ein Erlebnis, auch wenn meist einem gerade hier der starker Wind um Ohren weht und einen so richtig durchpustet. Doch im Ostfriesenland ist das alles zu machen, denn wie sagen die doch die Leute von der „Waterkant“ (auf hochdeutsch übersetzt): „Es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt nur die falsche Kleidung!“

Doch es gibt auch hier ganz herrliche, beinahe windsstille Tage an dem sich früher kaum eine Windmühle drehte, und wo sich die neuen hohen Windräder heutzutage viel langsamer drehen. Was man auf so einem Deich zur Rechten sieht, ist immer was ganz anderes zu sehen, als das, was sich einem zur Linken ausbreitet. Wandert man von Husum nach Norden, so blickt man rechts ins weite grüne Marschland, bis hinüber zum niedrigen Geestrücken. Links aber dehnt sich eine der phantastischsten Landschaften, die Deutschland zu bieten hat: Das Wattenmeer, in den - wie Theodor Storm es in einem seiner Gedichte ausdrückt - die Inseln wie Träume im Meer schwimmen.

Und unerhört dynamisch ist diese Landschaft, dynamisch wie kaum eine andere. Dafür sorgt der ständige Wechsel von Ebbe und Flut, so daß sich gerade im und am Watt das Bild von Augenblick zu Augenblick langsam aber stetig wandelt. Dazu ist die Luft erfüllt vom nimmermüden Krächzen der Möwen, Austernfischern und andere Seevögel. Und über der unermeßlichen Weite dieser Landschaft, die unbegrenzte Freiheit vermittelt, wölbt sich ein durch nichts verstellter Himmel.

Und ist es nicht eben dies, was unserer Seele oft am meisten fehlt, dieser Blick auf einen unendlich weiten, lebendigen Himmel, an dem die Wolken in ihrer wunderbaren Farben- und Gestaltungsfülle daherziehen?

Wenn man dann nach einer langen Woche voller Landschaftserlebnisse am Sonnabend (der Samstag heißt hier Sonnabend) abends in froher Runde sitzt, fallen einem nicht nur manche alte Lieder, sondern auch wieder Geschichten wie der Schimmelreiter ein. Auch wenn sein Schriftstellerfreund Theodor Fontane etwas scherzhaft von der „Husumerei“ sprach, man kann Theodor Storm nur verstehen, wenn man die Landschaft kennt, die seine Heimat war.

Nur wer diese Landschaft nicht nur im Frühling und Sommer, sondern auch an den kalten, nebligen und düsteren Herbst- und Wintertagen erlebt hat, kann auch die Spuk- und Gespenstergeschichten nachempfinden, die hier entstanden sind: Auf den Halligen (nicht eingedeichte Inseln in Nordfriesland), in den Häusern auf den Warften (oder auch Wurften). Warften, das sind aufgeworfene Erdhügel auf der einzelnen Hausgruppen und die alten massiven Kirchen stehen.

Da sind die Wiesen und Weiden, das Deichvorland, die Siele und Priele, der hohe Himmel, die rasch wechselnde Witterung, das im ewigen Kommen und Gehen begriffenen Meer und natürlich nicht zuletzt die Menschen, die vom Leben in dieser Landschaft geprägt sind.

Wenn beispielsweise die Halligen „Land unter“ melden, dann ragen nur noch die dann voneinander getrennten Höfe mit den Stallungen und die Kirche aus der brodelnden See hervor. Die übrige Hallig ist

dann überschwemmt und die Häuser mit den Warften werden dann ihrerseits zu ganz kleinen Inseln. Aber früher wurden bei den Stürmen auch oft die zu niedrigen Deiche des Festlandes überspült oder sie brachen. Dann flüchteten sich die Menschen, deren Häuser niedriger lagen, meist auf die Kirchwarft. Selbst die ebenfalls etwas höher gelegenen Friedhöfe auf den Kirchwarften werden manchmal auch noch vom sturmgepeitschten Meer überspült, so daß - besonders in früheren Jahren - die Särge aus der Erde herausgerissen und mit den Toten hinweggeschwemmt wurden.

Die Kirchen lagen stets am höchsten, sie waren aus dicken massiven Steinen gebaut worden. Sie boten den Menschen daher einen besonderen Schutz. Um heimkehrenden Schiffen draußen auf der See eine bessere Orientierung zu geben, wurde oben, auf manchen der abgeflachten Türme, ein loderndes Feuer entzündet. So entstanden die ersten Leuchttürme. Und auch heute spricht man daher bei den nun elektrisch betriebenen Leuchttürmen immer noch vom Leuchtfeuer.

„Heute bin ich über Rungholt gefahren“, schrieb 1882/83 der Dichter Detlev von Liliencron, nachdem er mit einem Boot über die im Meer versunkenen Stadt gefahren war. In seinem Gedicht „Trutz, Blanke Hans (hiermit ist die Sturmspringflut gemeint), hat er, als er Hargesvotg auf der Insel Pellworm tätig war, dieses Geschehen auf seine Art verarbeitet..

Die nordfriesische Stadt Rungholt ist in der Marcellusflut (nach dem Tagesheiligen Marcellus benannt) am 16. Januar 1362 mit vielen anderen Dörfern und Siedlungen untergegangen. Bei der sogenannten „Groote Manndränke“ (Große Menschenetränkung) schätzt man, daß dabei etwa 200 000 Menschen ihr Leben verloren haben).

Mit diesem Gedicht wurde ein Mythos geschaffen, der bis heute im Norden noch seine Wirkung hat.

Neben vielen anderen Sturmfluten wirkte sich die Allerheiligenflut des Jahres 1436 ebenfalls verheerend aus. Neben Mensch und Vieh wurden dabei ebenfalls wieder riesige Landgebiete von der Nordsee verschlungen. Die heute bekannten nordfriesischen Inseln und Halligen bilden die Reste einer einst riesigen Landmasse, die wir heute, bei Niedrigwasser (Ebbe) als freiliegendes Watt erleben.

Daher ist es verständlich, daß dieser ewige Kampf mit der Nordsee, die auch Mordsee genannt wird, sich tief in das kollektive Unterbewußtsein der Küstenbewohner eingegraben hat.

Der „Schimmelreiter“ wird auch heute zuweilen ja noch an den Schulen gelesen.

Die Novelle wurde dreimal verfilmt. Ich habe mir alle drei Filme angesehen.

Hierbei kann sehr gut erkennen, wie man so einen Stoff für seine jeweilige Gesinnung ausnutzen kann.

Die erste Verfilmung mit Matthias Wiemann stammt aus der Zeit des Nationalsozialismus. Hier war es vor allem die damals propagierte Blut- und Boden-Ideologie, die im Vordergrund stand.

Nach dem Krieg gab es dann je eine Verfilmung in der früheren DDR, wo eher der kommunistische Arbeiter- und Bauernbegriff zum Tragen kam und Regie führte.

Und der in der Bundesrepublik gedrehte Streifen mit Gert Fröbe war dann nur noch ein besserer Heimatfilm.

Jeder, der den „Schimmelreiter“ liest, sollte sich sein eigenes Bild machen. Das Thema Flut und Hochwasser hat im Bewußtsein die Leute an der Küste auch heute noch eine große Bedeutung.

Doch gerade in jüngster Zeit zeigen sich leider, aufgrund unsinniger menschlicher Eingriffe in die Natur (Erderwärmung mit steigenden Wasserständen), nun vermehrt auch an den Flußufern des Binnenland katastrophale Auswirkungen, die die Menschen auch dort im starken Maße beunruhigen.

Nun, wer die Natur achtet und sich heutzutage auf Umweltthemen einläßt, denkt ohnehin wieder mehr in Generationen. Er erlebt sich nicht nur allein aus seiner Sicht, er sieht sich nicht sozusagen als der Mittelpunkt der Welt, um den sich alles dreht. Ihn beglückt das lustige Gezänk der „frecken“ Spatzen auf der Straße, das muntere Zwitschern der Schwalben, der emporgetragene Gesang der Lerchen auf den Feldern, die Morgenmelodie oder das Abendlied der Amseln.

Er weiß aber auch, der blaue Planet zieht im Weltall weiter seine Bahn.

Auch ohne Menschen, wenn es der Menschheit einfallen sollte, sich selbst zu vernichten.

Die Zeit scheint „zeit“-los zu sein; wir gewinnen nur eine Ahnung davon.

Diese „Zeitlosigkeit“, die einen heute zuweilen noch auf alten Friedhöfen überkommt, wenn an schönen Sonntagnachmittagen nichts als das Summen der Insekten zu vernehmen ist. Wenn man sich mit allem eins fühlt, wenn die herbe Stimmung schwindet und man auf einmal sogar den melancholischen Anklang der Vergänglichkeit als natürlichen Aspekt des Kommen und Gehens im Rhythmus des Seins bejaht.

Auf Borkum weisen auch die uralten großen Wal-Kinnladen („Walfisch-Knochen) auf die Relativität der Zeit hin. Überreste von riesigen Lebewesen, die vor Jahrhunderten die Weltmeere durchzogen, findet

man überall auf der Insel. Sie vergegenwärtigen uns, daß auch auf Borkum viele Walfangkapitäne zu Hause waren. Die Walkinnladen, die noch heute oft als Zäune an verschiedenen Häusern zu sehen sind, erinnern an eine entbehrungsreiche und harte Zeit, wenn die Frauen auf die Rückkehr ihrer Männer in ihren Katen warteten. Denn mit ihren heute als dürrig anzusehenden Fangschiffe war es sehr gefährlich bis in Eismeer zu segeln. Und viele Seeleute kehrten von den gefährvollen Fahrten ins Polarmeer nicht mehr zurück. Auf jeder Insel findet man auch einen Friedhof der Namenlosen. Hier wurden und werden die Menschen beerdigt, die das Meer hergab und anschwemmte.

Viele Sturmfluten haben Borkum - wie auch alle übrigen westfriesischen (zu Holland gehörend), ostfriesischen (zu Niedersachsen gehörend) und nordfriesischen (zu Schleswig-Holstein u. z. T. zu Dänemark gehörend) Inseln und ihre Bewohner - geprägt. Kein Wunder, daß sie normalerweise wesentlich wortkarger als wir Rheinländer sind und demzufolge als meist evangelische Christen auch nicht unbedingt viel mit Karneval anfangen können. Aber sie sind darum untereinander nicht weniger gesellig, wenn auch auf andere Art und Weise. Sicher wird man mit ihnen als Außenstehender hier „nicht so schnell warm“, wie man so sagt. Aber einmal eingegangenen Freundschaften sind dafür auch nachhaltiger.

1954 gewann „unser Kinderheim Concordia“ am Hauptstrand den mit vielen anderen (der damals noch zahlreichen) Kinderheimen ausgetragenen Völkerballwettbewerb „met mir als „Strühpopp“ (wörtlich „Stroh puppe“, gemeint ist damit eine Art Spielführer, der an der Vorderlinie die Bälle der gegnerischen Mannschaft abfängt).

Völkerball ist ein altes, ohne viel Aufwand (man braucht dazu nur einen Ball) zu spielendes Spiel, bei dem auch alle Kinder und Jugendliche mitspielen können. Im Zeitalter des Fernsehens und des Computers scheint leider auch dieses Spiel draußen an der frischen Luft, was man auch bei uns noch vor wenigen Jahrzehnten in jedem Dorf spielte, bereits ausgestorben zu sein,

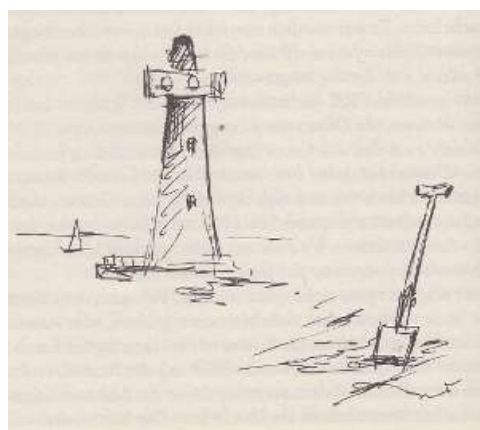
Aber selbst hier auf Borkum ist leider alles Einheimische und Ursprüngliche - wenn auch nicht ganz so schnell wie bei uns - ebenfalls auf dem Rückzug. So wie die ostfriesischen Bräuche und die ostfriesische Sprache, die althergebrachte Kultur und die Originale. Auch wenn der „Heimatverein Insel Borkum“ (unterhält das sehenswerte Heimatmuseum „Dyk Hus“ und den daneben stehenden alten Leuchtturm) und der Seemannschor „Borkumer Jungen von 1830“ mit Borkum-Abenden und alten Liedern (teils in Mundart) die Tradition aufrecht erhalten und an die nachfolgende Generation weitergeben möchten. Und das sicher nicht nur aus touristischen Beweggründen.

Aber auch die „Borkumer Niederdeutsche Bühne“ bemüht sich bei ihren Theaterstücken sehr um die plattdeutsche Mundart, wovon ich mich bei einem früheren Borkumaufenthalt anlässlich einer Aufführung im großen Saal des „Dorfhofs“ überzeugen konnte.

Doch das alte „Dorfhof“ besteht heute (in der bisherigen urigen Form) auch nicht mehr.

Die Aufführungen finden jetzt im Saal des Kurhauses neben dem Wellenbad statt.

Die Fremden, die Touristen, und zu denen gehöre ich eben nun mal auch, geben auf Borkum ebenfalls mehr und mehr den Ton an, auch wenn hier noch lange keine Norderneyer oder gar Sylter Verhältnisse herrschen.



( Zeichnung von Willi Müller )

Der Leuchtturm und ein riesiger Sandstrand am Meer, der erste Eindruck von Borkum.

Aber auch hier werden alte Häuser abgerissen; an ihrer Stelle entstehen moderne Ferienwohnungen. Das geschieht sehr zum Kummer der alteingesessenen Borkumer, wenn betuchte Leute vom Festland dies tun, und so allmählich auf der Insel die Oberhand gewinnen, auch auf kommunalpolitischer Ebene. So verteuert sich das schon ohnehin teurere Leben.

Das gilt für alle Inseln, auf die alles, was man zum Leben braucht, mittels Fähren herangeschafft werden muß. Manchen Einheimischen, vor allem jungen Leuten, bleibt nichts anderes übrig, als zum Festland abzuwandern. So nimmt auch hier die Fremdbestimmung zu. Ganz egal, wo man sich heute aufhält:

Alles wird auf diese Weise gleicher und uniformer und damit auch langweiliger.

Es gibt immer mehr von dem, was es woanders - und oft sogar zu Hause – so auch gibt. Die Urlauber bringen alles von Zu Hause mit, leben abgeschottet von den Einheimischen in Ferienwohnungen und schauen abends fern, wie daheim auch. Somit verliert Vieles seinen Reiz.

Doch die Borkumer scheinen beim lieb gewonnenen Ostfriesentee wenigstens ihren Ostfriesenhumor noch nicht verloren zu haben.

Es scheint so, daß sich einige mit „Ostfriesenwitzen“ sogar selbst auf den Arm nehmen:

Auf einer Zeichnung an einer Hauswand sah ich neben dem bekannten Bild von den „Bremer Stadtmusikanten“ die umgekehrte Version auf „ostfriesisch“. Da stand auf einer kleinen Ente ein molliges Schaf, auf dem wiederum ein massiges Schwein und obendrauf eine schwere schwarzbunte Kuh thronte.

Oder das mit dem „wirklich wahren ostfriesischen Wetterdienst“:

In einem Vorgarten sah ich am langen Seil einen großen Stein hängen, der frei pendeln konnte.

Darunter befand sich das Schild des „Wetterdienstes“ mit folgender Aufschrift:

Stein naß:	Regen
Stein dampft:	Hitze nach Regen
Stein trocken:	Sonnenschein
Stein weiß:	Schnee
Stein unsichtbar:	Nebel
Stein pendelt:	Sturm
Stein runtergefallen:	Erdbeben

Man sagt, „in Ostfriesland ist alles annners“ (anders). So z. B. die Uhren, bei denen das Ziffernblatt oft anders aufgeteilt ist und die Zeiger linksherum laufen. Aber so lange das Meer noch da ist, ist alles gut.

Nun, zu Hause angekommen, überdenke ich in einer „stillen Minute“ noch einmal alles.

Der Alltagstrott hat einen wieder eingeholt. Vorige Woche noch auf Borkum und es ist, als läge es schon Jahre zurück. Man wendet sich der Zukunft zu, plant vielleicht schon den nächsten Urlaub und hat den vergangenen noch gar nicht „verarbeitet“. So ist das mit der „Zeit“ in unserer „Zeit“.

Aber man kann, oder besser man könnte, auch anders, wenn....., ja wenn.....

Es gibt manches im Leben, was uns „zeit“-los erscheint. Wir erkennen, daß etwas mit einem großen Bogen unsere kleine Lebensspanne weit überragt. Das wirkt oft sogar beruhigend auf uns. Mit der richtigen Einstellung spürt man etwas vom Seins-Rhythmus und von „Zeit“-losigkeit auf einem alten Friedhof.

Hier liegen Menschen begraben, die lange vor uns gelebt haben.

Das Singen der Vögel und das Summen der Insekten hört sich immer noch genau so an, wie es diese Menschen schon vor vielen Jahrhunderten vernommen haben. Zuweilen klingen solche tiefe Erlebnisse ein halbes Jahr später, im Winter, noch nach. Es ist dann manchmal, als hörte man in der Luft noch die Insekten eines leuchtenden, längst versunkenen Sommertages.

Was ist dagegen die kurzlebige Ego- und Spaßgesellschaft mit ihrem Reklamelärm, wo Brutalfilme, Talk-Gequatsche (anstatt Gespräche), sog. "Comedys" am laufenden Band und (an den Haaren herbeigezogene) Seifenopern, die bereits am nächsten Tag von neuem Fernseh-Schrott und Internet-Müll überlagert werden? Die Fernsehverblödung der Massen nimmt zu.

Aber wir haben die Freiheit zu verblöden und machen auch reichlich Gebrauch davon.

Noch nie hatten wir so viel wie wir heute, aber noch nie waren wir auch so überdrüssig wie heute.

Überfluß macht Überdruß, eine uralte Weisheit. Die Gier nach immer noch mehr hält den Teufelskreis „am Leben“. Aber kann man im Leben auf Dauer damit leben, daß man ständig durch andere „gelebt wird“?

Was ist das für eine Welt, wenn nur noch die Verkäufer alle möglichen Waren, mit den raffiniertesten Methoden der Werbung (Manipulation mittels des Pawlow'schen Effekts u. ä.), uns weismachen, wie wir zu leben haben? Wir leben heute in einer Zeit, wo nur das gilt, was uns die Medien unter ewiger Jugend (mit dem blödsinnigen Wort „Anti-Aging“), Schönheit, forwährender Spaß und Genuß verkaufen.

Krankheit, Alter und Tod werden verdrängt, doch das klappt nicht auf Dauer. Weil das aber alles zu Leben gehört, läßt es sich nicht verdrängen, bestenfalls für einige Zeit aus dem Bewußtsein schieben. Dann holt es einen eines Tages um so „unfaßbarer“ wieder ein. Die in Todesanzeigen immer häufiger gestellte Frage „Warum?“ deutet darauf hin. Während die Religionen sich bemühen darauf ein Antwort zu geben, versucht die Konsum- und Spaßindustrie es mit den Mitteln der Betäubung. Uns fehlt die ruhige Gelassenheit, die uns Goethe in seinem wunderbaren Gedicht „**Wanderers Nachtlied**“ spüren läßt:

**Über allen Gipfeln ist Ruh;  
in allen Wipfeln spürest du  
kaum einen Hauch.  
Die Vöglein schweigen im Walde,  
warte nur, balde  
ruhest du auch.**

Es scheint so zu sein, daß uns in der Hektik und im Konsumrausch Achtung und Ehrfurcht vor den „großen Dingen des Daseins“ verloren gehen und daß Belanglosigkeiten in den Mittelpunkt rücken. Aber es soll ja auch Rosenzüchter geben, die sich mehr mit den Blattläusen als mit den Rosen beschäftigen.

Als die hier zur Wort gekommenen **Zeitzeugen** jung waren, gab es keine Autos, keine großen Reisen, kein Radio, kein Fernsehen, keine Computer, keine allabendlichen Diskos und auch keine Markenklamotten. Sie müßten aus heutiger Sicht eigentlich vor Langeweile umgekommen sein, sind sie aber nicht. Doch von jungen Leuten hört man nun so oft: „Mir ist langweilig“. Dabei haben die Menschen hierzulande noch nie so viele Möglichkeiten gehabt wie heute. Und alles, was sie vorfinden, haben die Generationen davor erstritten. Alle wirtschaftliche, soziale und technische Errungenschaften mußten hart erarbeitet und politisch erkämpft werden. Jeder Generation sollte klar sein, daß sie nichts aus sich selbst heraus geschaffen hat, sondern immer auf den Schultern der vorherigen steht.

Wir leben in einer Zeit der Entwertung aller Werte. Zu recht ist heute viel von Rechten, die jeder hat, die Rede. Aber leider nur noch selten von den damit verbundenen Pflichten. Die Eigenverantwortung hinkt dem Anspruchsdenken hinterher. Altbewährte, über die Jahrhunderte bei den verschiedensten Völkern anerkannte Werte gelten auf einmal als veraltet, werden von interessierter Seite sogar gerne verächtlich gemacht. Selbst die eigene Kultur und Sprache möchten einige Macher als unzeitgemäß über Bord werfen und durch einen hochgejubelten Allerweltschmack ersetzen.

Wir leben im Überfluß und erleiden die Qual der Wahl. Wir sind satt bis zum Überdruß. Unzufrieden hetzen wir weiter. Auf Lustgewinn programmiert, zu kurz gekommen und frustriert.

Angeödet, oberflächlich und gelangweilt, niedergedrückt und entmutigt, das vermerken die Psychologen und Soziologen. Da stellt sich doch unwillkürlich die Frage, ob das nicht eine Menge mit der Konsumierung des Lebens auf Teufel komm raus zu tun hat? Kaufen bis wir drin versaufen!

**Selbst SPIEGEL stellt mittlerweile (Anmerk. 2014) den Konsum(zwang) infrage. In seiner Titelgeschichte vom 31. März 2014 (Nr. 14 / 2014) heißt es: KONSUM VERZICHT – Weniger haben, glücklicher leben.**

Wenn im Frühjahr die Kraniche und Wildgänse in schönen Flugbildern nach Norden und im Herbst wieder nach Süden ziehen, und die Luft von ihren heiseren Schreien erfüllt ist, möchte ich immer gerne Kinder auf dieses schöne Naturschauspiel aufmerksam machen. Aber ich sehe keine auf der Straße.

Wenn ich sie hinterher frage, erfahre ich oft, daß sie währenddessen gerade am Fernseher oder Computer gegessen haben.

Auch ganz allgemein gesehen ist es heute schwer, die Menschen noch für Dinge, die sich nicht nur um sie selbst drehen, zu begeistern. Vielleicht kann man einfach einmal die Gedanken von Antoine de Saint-Exupéry auf sich wirken lassen, wenn er sagt:

„Willst du ein Schiff bauen, so trommle nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten, die Arbeit einzuteilen und Aufgaben zu vergeben - sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem endlosen weiten Meer.“

Oder wenn bei ihm der „Kleine Prinz“ lieber „dreiundfünfzig Minuten gemächlich bis zu einem Brunnen“ laufen möchte, anstatt auf die Schnelle die „höchst wirksamen durststillenden Pillen“ des Händlers zu schlucken.

Oder was Khalil Gibran so ausdrückt:

„Und wenn einer von euch fällt, fällt er für die hinter ihm, eine Warnung vor dem Stolperstein. Ja, und er fällt für die vor ihm, die, obgleich schneller und sicherer im Schritt, den Stein des Anstoßes nicht entfernen.“

Hier soll nicht den Unkenrufern und Ewiggestrigen das Wort geredet werden. Die verhalten nämlich sich zur Realität und zur Zeit wie eine Uhr, die stehengeblieben ist. Zweimal am Tag zeigt sie kurz die richtige Stunde an, aber zweiundzwanzigmal am Tag eben nicht.

Es gilt zu bedenken: Im Dämmerlicht, wenn die Sonne tief steht, werfen selbst Zwerge lange Schatten.

Doch bei gesundem Menschenverstand kann es so falsch nicht sein, ganz einfache Dinge wieder genau zu tun, nämlich zwei und zwei richtig zusammenzuzählen.

Im Urlaub, mit etwas Abstand von zu Hause, schätzt man viele Dinge anders ein und bewertet sie neu.

Doch auch auf einer Nordseeinsel, irgendwo in den Bergen oder zu Haus, es gilt, was nun einmal überall gilt:

„Et bliev nix wie et eß, alles wihrd anders. Doch et kütt wie et kütt.“

(Es bleibt nichts wie es ist, alles wird anders. Doch es kommt wie es kommt).

Nur, daß das heutzutage alles viel zu schnell geht.



Unsere erfolgreiche Völkerballmannschaft im August 1954 am Hauptstrand von Borkum. Ich befinde mich auf dem Bild in der unteren Reihe, der zweite von links und wurde meist als „Strühpopp“ (als sog. „Stroh puppe“), also als „letzter Mann“ eingesetzt, der über den Gegner hinweg den eigenen Spielern die Bälle strategisch günstig zuwarf, damit die sie die anderen besser „abwerfen“ konnten. Am Schluß, da ich die Bälle des Gegners beim „Abwerfen“ gut abfangen konnte, kam ich dann im Innenfeld an die Reihe, um ggf. die Sache noch zu drehen. Das gelang meistens auch recht gut, bis eben auf das eine Mal, als wir geschlagen wurden. Wir erreichten, wie es die nebenstehende Urkunde zeigt, von damals nahezu 20 Kinderheimen immerhin den 2. Platz.

#### Völkerball:

Ein Spiel, was leider heute auch so gut wie nicht mehr bekannt ist und demnach auch nicht mehr gespielt wird

Damals in den Sommerferien belegten wir, als 12-jährige Jungs vom „Kinderheim Concordia“, den mit vielen anderen Kinderheimen ausgetragenen Völkerballwettbewerb, den 2. Platz.



Mit der Ausgabe des Rundblicks Nr. 21 / 2003 habe ich mich, Ende Mai 2003 von den Lesern des Rundblicks verabschiedet. Ich schrieb dazu:

An dieser Stelle möchte ich allen Lesern Dank sagen, die mich über die vielen Jahre hin mit ihren Gedanken begleitet haben. Weiter danke ich dem „Rautenberg multipress-verlag“ für die über ein Jahrzehnt lang gute Zusammenarbeit. Und danken möchte ich natürlich vor allem auch den verschiedenen Autoren und Autorinnen, die mir ihre Kurzgeschichten, Erzählungen, Erlebnisberichte, Legenden, Gedichte usw. zum unentgeltlichen Abdruck im Rundblick zusandten. Es waren vor allem Frauen, die zur Feder gegriffen haben und damit die Leser und Leserinnen des Rundblicks mit ihren Lebenserfahrungen, Eindrücken und Schilderungen unterhielten, anregten und manchmal auch besinnlich stimmten.

Hier möchte ich vor allem drei Damen herausstellen:

Frau Käthe Kyrion aus Berrenrath, Frau Marianne Sattler aus Sindorf und Frau Erna Holtz aus Niederembt. Aber auch einen Herrn, denn der darf in meiner Aufzählung auf keinen Fall fehlen, nämlich Willi

Müller aus Heppendorf. Ihm danke ich für seine vielen schönen Zeichnungen und Bilder, die er ebenfalls kostenlos zu Verfügung gestellt hat und damit den Rundblick gleichermaßen bereicherte.

Neben vielen unerwähnt bleibenden Verfasser und Verfasserinnen von Texten möchte ich auch dem Erftkreis danken, der es gestattete, Beiträge aus seiner Buchreihe „Erlebte Vergangenheit“ ebenfalls kostenlos abzdrukken.

Zuletzt, aber nicht weniger herzlich, möchte ich hier an dieser Stelle auch Herrn Christoph Hoischen Dank sagen, der mich als Historiker der Gemeinde Elsdorf immer hervorragend unterstützte, und der darüber hinaus immer ein äußerst freundlicher und sehr angenehmer Kollege war.

Wie bereits im Rundblick Nr. 41 / 2002 (auf Seite 4 unten) erwähnt, war ich bis zum 30. Sept. 2002 im Archiv der Gemeinde Elsdorf offiziell beschäftigt. Anschließend habe ich, um die begonnenen **Zeitzeugenberichte** zu Ende zu führen, nun noch über ein halbes Jahr ehrenamtlich weitergemacht.

Der Rundblick besteht ja jetzt seit über 10 Jahren (Jubiläumsausgabe Nr. 32 / 2002) als Amtsblatt unserer Gemeinde. In dieser Zeit habe ich in dieser Zeitung - neben Kurzgeschichten und Gedichte von anderen Autoren und mir - vor allem verschiedene. historische und gesellschaftliche Berichte seitens des Archivs veröffentlicht. Dabei waren für mich die Reaktionen vieler Leser immer sehr aufschlußreich und anregend. Nicht wenige riefen mich sogar noch zu Hause an.

Über so manches wäre noch zu berichten gewesen, denn zu vielen Themen bin ich gar nicht mehr gekommen, nicht einmal ansatzweise. So z. B. über das Treiben der „Überbande“ mit „Sitz“ hier im Elsdorfer Raum, die um 1880 bei großangelegten nächtlichen Raubzügen (entlang der Eisenbahnlinien) ihr Unwesen trieb. Oder über den sog. „Heiligen Schäfer von Niederermbt“, der im 19. Jahrhundert zuletzt nicht nur sein ganzes Dorf, sondern eine ganze Gegend in Aufruhr brachte. Und über den sozial engagierten Armenarzt Dr. Roland Daniels aus Angelsdorf, der, ebenfalls im 19. Jahrhundert, in Köln während einer Cholera-Epidemie Großes leistete und auch mit Karl Marx befreundet war, um nur drei Beispiele zu nennen.

Oft wurde ich im Laufe der Zeit zur eigenen Biographie befragt: Woher, wieso, seit wann und dergleichen. Dies nicht zuletzt auch deshalb, will ich ja ursprünglich aus einem völlig anderen Beruf kam.

Daher hier in kurzen Stichworten einiges zu meiner persönlichen Geschichte:

Geb. am 2. Oktober 1941 in Heppendorf / Internat Kornelimünster bei Aachen / Schlosserlehre / Ingenieurstudium in Köln / Nach dem Abschlußdiplom bei versch. Industrieunternehmen im Bereich Maschinenbau tätig / Interessen: Schreiben / Sprache (Autorenkreis Rhein-Erft / Regionalleiter im „Verein Deutsche Sprache“ (VDFS) - VDS-Region Köln / Gründer verschiedener Bürgerinitiativen wie: „Verheizte Heimat“, – „Für Heppendorf – Ein Dorf wehrt sich“, – „Bürgerforum Deutsche Sprache“ (später im VDS aufgegangen), Historie sowie Umwelt- und Naturschutz / Dadurch Konflikte mit der auf ständig sinnlosem Mehrverbrauch gerichteten beruflichen Tätigkeit als Verkaufingenieur / Infolgedessen berufliche Neuorientierung / Ökologie-Fernstudium an der Uni-Tübingen / Fachlehrgang für Archivare beim Landschaftsverband Rheinland in Brauweiler / Ab 1985 Archivar (und in der Bücherei) bei der Gemeinde Elsdorf (u. a. → Betreuung des Rundblicks). Seit Oktober 2002 im Ruhestand.

Im Rundblick wurden im Laufe der Jahre zahlreiche Beiträge (Kurzgeschichten und Gedichte) aus meinen Büchern „Geschichten aus der Heimat“ und „UNGEREIMTHEITEN“ abgedruckt. Doch diese Bücher, die von vielen Lesern zeitweise stark nachgefragt wurden und z. T. immer noch werden, sind beide schon seit langem vergriffen (Für Interessenten: Je ein Exemplar befindet sich sowohl in unserer Gemeindebücherei als auch in der Archivbibliothek).

Das Buch „Geschichten aus der Heimat“ ist schon und das Buch „UNGEREIMTHEITEN“ wird noch hier auf meiner Internetseite eingestellt.

Abschließen möchte ich mit den Eingangsbemerkungen aus meiner Gedichtsammlung „UNGEREIMTHEITEN“: In diesem Buch haben ich, damals im Jahre 1990, anstatt eines Vorworts, nur mein „Erstaunen“ ausgedrückt. Ein „Erstaunen“, dem ich heute, seitdem sich der schiere Kapitalismus völlig ungehemmt ausbreitet, nur noch ein weiteres „Be-dauern“ hinzufügen kann, nämlich, daß man völlig vergessen hat, was einst ein deutscher Bundeskanzler unter sozialer Marktwirtschaft und unter Maßhalten verstand (Anmerk. 2014: Das hier war als noch weit vor der internationalen Finanzkrise).

Der unter dem Schlagwort „Globalisierung“ weltweit nur noch auf Gewinnmaximierung und Umweltverbrauch ausgerichtete Kommerz, frißt nicht nur die Arbeitsplätze weg, er ist auch höchst in-human und undemokratisch. Denn heute sagen nicht mehr die gewählten Politiker, sondern global operierenden Konzerne, Banken und Spekulanten, wo es langgeht. Erstere werden verstärkt von Entwicklungen überrollt, denen selbst die unabhängigen Idealisten unter ihnen kaum noch etwas entgegensetzen können.

Es scheint so zu sein, als ob das alles uns Menschen mehr schadet als nützt?

Das durch Raff- und Habgier herbeigeführte Übel offenbart über kurz oder lang zwangsläufig die eigene Widersinnigkeit. Die gewaltige Folgen haben alle zu tragen.

Insofern ist mein „Erstaunen“ von damals heute nur noch um einiges größer geworden:



## Er-staunen

Nirgends ziehen die Wolken schöner, nirgends blühen die Blumen reicher und duftender, singen die Vögel herrlicher als gerade in der Heimat, trällern unaufhörlich die Sangesbrüder einer jeden Heimat dieser Erde. Dabei müssen wir heute mehr und mehr er-kennen, daß wir alle doch nur eine einzige Heimat haben, daß alle ziehenden Wolken, alle blühenden Bäume, alle rauschende Bäche, alles Geboren-Werden, alles Leben und Sterben, Teil des stetigen Flusses des wunderbaren blauen Planeten sind auf dem wir leben. Aber noch immer tun wir so, als könnten wir uns auf Kosten unserer Enkel und Urenkel weiter wühlen und ein-sacken, weg-werfen und tot-rüsten, ohne das Ganze zu be-denken.

Noch immer haben dieselben das Sagen, die schon immer das Sagen hatten, und die sagen immer noch dasselbe.

Noch immer zeichnen die Mächtigen gerne das Bild vom drohend über den Wolken thronenden alten Mann, dessen Absichten sie genau zu kennen glauben und von dem ausgerechnet sie auserkoren sind, seinen Willen „hienieden“ durchzusetzen. Es ist im Grunde sozusagen immer noch eine Art bärtiger Überkaiser, der scheinbar nichts besseres zu tun hat, als überkommene Machtstrukturen auf einem win-zigen Staubkorn namens Erde im Weltall zu erhalten.

Wer sehnte sich nicht nach einem Glauben, der lediglich Wegweiser ist und nicht vorgibt Weg zu sein, nach einer Religion, die re-ligio noch mit Rück- und nicht mit Bank-Verbindung übersetzt, die jedem Menschen die Verbindung mit der unendlichen Schöpfungskraft eröffnet, fördert und erhält. Die ihn lehrt, diese Kraft in sich selbst zu erspüren, ihm hilft, eine stille Kirche in sich aufzubauen, ohne sein Gewissen zu besetzen und kurzzuschließen?

Eine re-ligio, die uns eine Ahnung von erhellender Intuition und wärmender Geborgenheit zu vermitteln vermag, und uns nicht in der Entfremdung mit uns selbst erfrieren läßt.

Ich lebe in einem fremdgewordenen Land, das selbst dem althergebrachten Wortsinn von Heimat nicht mehr entspricht. Es ist eine Heimat, in der sich die Menschen widerstandslos den Boden - ihren Stand-punkt - von Braunkohle-Monstern unter dem Hintern wegbaggern lassen. Eine Heimat, in der man alte feudal-ähnliche Abhängigkeiten mit der Großtechnologie von heute verbindet. Eine Heimat, in der man nicht mehr weiß wie heilig Wasser ist, in der man im Schatten von Riesenbraunkohlebaggern bezeich-nenderweise sehr schnell kleine Wühlmäuse und Maulwürfe auf den geheiligten Rasenflächen erschlägt. Eine Heimat, in der man sich heute schämt mit seinen Kindern die lautmalerische bodenständige land-kölsche Mundart zu sprechen. In der selbst unsere Hochsprache verramscht wird.

Es ist das Land der schnellen Tatsachenvollendung und der knappen Halbwertzeit. In dieser Heimat der ab-gesegneten Handhabbar- und Verfügbarkeit verlieren sich Selbstachtung und Würde, verlieren sich Quellen und Wälder, ja selbst Fluchen und Lachen, in schwarze abgrundtiefe Löcher.

Nun sitze ich da mit meiner Heimat in diesem unserem Lande.

Ich möchte wieder das Staunen lernen, aber anders.



Zum Abschluß diesmal ein Photo von mir am Strand der schönen Nordseeinsel Borkum jetzt im Früh-jahr diesen Jahres 2003.

(An der Kappe die Plakette der „Ge-sellschaft zur Rettung Schiffbrüchi-ger“ (DGzRS), die ich seinerzeit von dem im Rundblick Nr. 18/2003 er-wähnten Vormann des Rettungs-bootes Borkum, Wilhelm Eilers, erhalten habe).

*Dietmar Kinder*